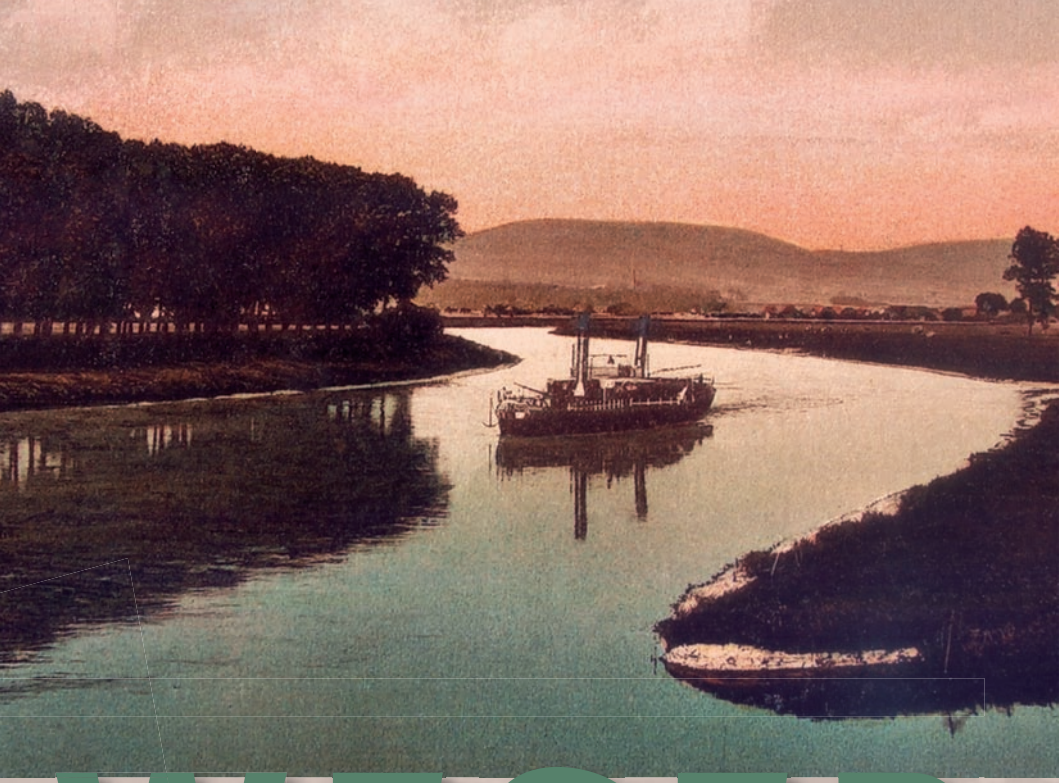

WESER Blues

Eg Witt

Roman

Kellner Verlag
Bremen Boston

Eg Witt

WeserBlues

Roman in drei Teilen und siebzehn Kapiteln

Kellner Verlag
Bremen Boston

Dieses Buch ist bei der Deutschen Nationalbibliothek registriert: Die bibliografischen Daten können online angesehen werden: http://dnb.d-nb.de

Ein herzliches Dankeschön geht an die Sparkasse Schaumburg und an die Stadtwerke Rinteln GmbH, welche die Veröffentlichung des Buches erst möglich gemacht haben.

© 2012 by KellnerVerlag, Bremen • Boston

St.-Pauli-Deich 3 / 28199 Bremen
Tel. 0421 77866 / Fax 0421 70 40 58
sachbuchverlag@kellnerverlag.de
www.kellnerverlag.de

Lektorat: Rike Füller
Satz: Wilko Aits
Umschlag: Designbüro Möhlenkamp, Bremen
Umschlagfoto: Fritz Jungcurt

ISBN 978-3-939928-79-9

Inhaltsverzeichnis

Teil I

1. Erster Rausch 6
2. Nie nach Noten 17
3. Gott sieht zu 29
4. Jede Menge Frühtau 38
5. Chlor im Auge 50
6. Dort lieber untergehakt 57

Teil II

7. Nebenan die Stammgäste 70
8. Reihenweise Hauptdarsteller 81
9. Loch im Baggersee 92
10. Blues für Schweineohren 105
11. Alles in Fluss 118

Teil III

12. Trotz anderer Tapeten 131
13. Großformatiger Irrtum 144
14. Bleistift im Bett 155
15. Ein überflüssiger Besuch 167
16. Von Wegfahrern umzingelt 178
17. In zweierlei Lichtungen 189

Zum Autor 200

»Sage ihm, er solle
Achtung haben vor den
Träumen seiner Jugend.«

Don Carlos, Schiller

»Das Beste was Schwarze
gesagt haben – über ihre Seele – ,
haben sie auf dem Sax gesagt.«

Ornette Colemann

»Eines Tages wird die Sonne auch
in meinem Hinterhof scheinen.«

Trouble in Mind Blues

Teil I

WeserBlues

1.

Erster Rausch

Frühe Erinnerungen an seinen Vater Carl stammen bei Rolf aus einer Zeit, als er von ihm mit knapp fünf Jahren auf eine Fahrradtour mitgenommen wurde. Das konnte Ende der vierziger Jahre gewesen sein. Mit Sicherheit hatte diese holprige Fahrt im Sommer stattgefunden, denn die Bäume in der alten Grafschaft mussten zu dem Zeitpunkt noch üppigstes, grünes Laub getragen haben. Diese kleine Begebenheit hatte sich bei ihm auch als reifer Mann unzerstörbar erhalten. Sie wollte nicht hinabsinken in den Bodensatz der vielen anderen total vergessenen und schweigenden Kindheitserinnerungen und Bilder, die ein jeder Mensch mit sich herumträgt. Bekanntlich werden diese vergangen Realitäten immer blasser und können schließlich nicht mehr ins Bewusstsein vordringen und darin aufleuchten. Dieses Geschehnis aus Rolfs Kindheit schien bei ihm so nachhaltig eingespeichert zu sein, dass es ihm manchmal sogar höchst lebendig vors Auge trat.

Sein Vater wollte endlich einmal wieder seine Schwester Walburga sowie deren Familie besuchen und Rolf durfte mit. Sie wohnte in einer sechzehn Kilometer entfernt liegenden Bergstadt. Er benutzte für diese Tour sein stabiles Fahrrad, an welchem vorn am Lenker ein Kindersitz aus dunkelgrünem Blech mit einem dekorativen Lochmuster befestigt war. Als sie starteten, thronte Rolf auf diesem äußerst harten Hochsitz zwischen den Armen des Vaters und fühlte sich sichtlich wohl bei diesem für ihn ersten größeren Ausflug in die nähere Umgebung. Alle fuhren in dieser Zeit solche Strecken mit dem Fahrrad, ohne mit der Wimper zu zucken. Und dieses nur, um mit der Verwandtschaft sowie mit Bekannten und Freunden Kaffee oder Schnaps zu trinken. Am besten natürlich beides. Kaum jemand besaß damals ein Auto oder Motorrad. Ob überhaupt schon ein geregelter Bus- oder Kleinbahnverkehr eingerichtet war, entzog sich Rolfs Erinnerungsvermögen.

Er wohnte mit seinen Eltern und dem Großteil der Verwandtschaft väterlicherseits in der Kreisstadt an der Weser. Dort existierten immerhin einige weiterführende Schulen, viele kleine und größereHandwerksbetriebe, eine Kiesbaggerei, ein Krankenhaus mit hohem Efeugeranke und wie es damals für Kreisstädte üblich

war, massenhaft Behörden. Im 18. Jahrhundert hielt sogar eine Universität die Tore geöffnet für allerlei begüterte Söhnchen. Manche Professoren der juristischen Fakultät hatten durch das für sie lukrative Ausstellen von Gutachten bei Hexenprozessen allerdings eine verwerfliche und traurige Berühmtheit erlangt. Dieser Ort lag in eine Talebene eingebettet, zwischen zwei langen Mittelgebirgsketten, direkt an der sehr schnell in Richtung Nordsee kurvenden Weser. Reste der ehemals sternförmigen Stadtmauern reichten an manchen Stellen immer noch dicht an ihre Ufer heran. Die Weser war hier seit Jahrhunderten wichtig. Eigentlich führte sie den hier Lebenden vor Augen, wie am besten mit Einengung zu verfahren war. Nämlich auf dem schnellsten Wege davonzupreschen in vielversprechendere, freiere Zusammenhänge mit Namen Nordsee. Enge schien jedoch überhaupt nicht das große Problem der Hiesigen zu sein, im Gegenteil, sie empfanden diese immer schon als besonders wärmend und tröstlich.

Der Fluss bewirkte letztlich auch die Teilung des Gemeinwesens in Nord- und Südstadt oder Neu- und Altstadt. Im Norden lag das einzige größere Industriewerk, eine moderne Glashütte, und bot ihren Arbeitern helle, großzügige Wohnungen und vor allem Hausgärten und sogar Stallungen. Ein Bahnanschluss ermöglichte der Glashütte den schnellen Versand ihrer höchst zerbrechlichen Ballons, Gläser und Flaschen. Letztere erreichten immerhin auch Zielorte in Brasilien und Argentinien. Die Altstadt mit ihren Ämtern, überheblichen Beamten, Angestellten und vielen Krämern bot fast nur ausufernde Spitzgiebeligkeit.

Zu der Tante ging es streckenweise steil bergan. Aber sowas machte damals niemandem etwas aus, obwohl Tourenräder keine Gangschaltung eingebaut hatten. Der Wohnort der Verwandten nannte sich Bergstadt und lag an dem Hang eines Ausläufers des Wesergebirges. Dahinter begann die Norddeutsche Tiefebene, die sich mit weitem Horizont bis zur Nordsee erstreckte, wie ein Flachgelände, welches als leerer Mehlsack unter einem meist grauen Himmel reglos ausgebreitet dalag. Nur der Himmel lieferte etwas Abwechslung fürs Auge, doch blieben diese Inszenierungen meist eine fantasielose Einheitskost in allen erdenklichen Grauabstufungen. Besonders die vom Nordatlantik kommenden, sehr tief segelnden Schlechtwetterwolken lasteten stark auf allen hier Lebenden über acht Monate im Jahr. Deshalb ließ sich das Leben nur durch einen gewissen Gleichmut ertragen.

Doch barg es die Gefahr, wegen so viel Dunkelheit und Nässe auf Dauer arg abzustumpfen.

Diese Schwerlast hatte im Laufe von hunderten Jahren bei den Bewohnern sogar einen Charaktertyp geschaffen, der keine allzu großen Höhenflüge ansetzen mochte und am besten immer schön auf dem Teppich blieb. Es konnte an den meisten nicht spurlos vorübergehen, wenn sie oft, bis zu vier Wochen am Stück, keinen einzigen klaren Sonnenstrahl sahen. Vergleichbar war das vielleicht mit einem Gefängnisaufenthalt, wenn dort Delinquenten, infolge der totalen Einschränkungen, langsam aber sicher total zermürbten.

Zur Weltberühmtheit brachte es der kleine Ort, in den sie radelten, durch seinen Sandstein. Er wurde dort auf den Höhenzügen gebrochen und auf der Weser verschifft. Sogar die Kölner Domtürme waren einst daraus erbaut worden. Dazu gab es auch einen gängigen Standardspruch in Rolfs Kindheit und Jugend, der im Zusammenhang mit diesem grauen und ockerfarbenen Fels immer wieder heruntergeleiert wurde: »Jawohl! Oho! Sogar das alte Bremer Rathaus ist aus diesem Stein und die Kathedrale in Baltimore, auch die Siegessäule in Berlin. Was denkt ihr denn. Oho!«

Der Mann von Vaters Schwester Walburga, also Rolfs Onkel Willi, nebenbei bemerkt auch sein Patenonkel, war mit Leib und Seele Maschinist von Beruf. Er betreute in der Bergstadt in einer ebenfalls großen Glashütte eine schon ziemlich automatisch funktionierende Flaschenblasmaschine. Die Tätigkeit an einem glühend heißen, irrsinnig stark nach Öl und Schmiere stinkenden, superlauten und seltsam in die Runde tanzenden und stampfenden Ungetüm von Maschine, verschaffte ihm in seiner großen Verwandtschaft allerdings nur wenig Respekt. Dort wimmelte es nämlich nur so von gestandenen Mundglasbläsern, die alle dank ihrer immensen Geschicklichkeit und starken Lungen im Handumdrehen dünnwandigste Glasballons hervorzaubern konnten. Von Maschinen hielten diese sehr selbstbewussten und überdurchschnittlich gut verdienenden Männer, als Gilde von Spezialisten, natürlich sehr wenig. Deshalb blieb Onkel Willi immer ein wenig Außenseiter und sogar Exot in dieser Familie. Damit kam er aber scheinbar ganz gut klar und ließ sich das Leben nicht verdrießen. Er fühlte sich im Gegenteil schon ganz auf der Seite des Fortschritts angekommen und belächelte bisweilen sogar den herausgekehrten Stolz sowie das etwas urwüchsige Naturell der Glasbläser. Scheinbar ahnte er schon früh, dass es mit der Ballonbläserei ohnehin eines Tages Schluss sein würde. Dann

nämlich wäre er der große Gewinner und könnte bei den nicht wenigen Familienfeiern triumphieren und den großen Max markieren.

Jener alte Glasbläserclan, dem Rolfs Vater entstammte, besaß eine weit zurückreichende Familientradition. Sie wurzelte in dem Ort Lipperow, wahrscheinlich irgendwo im Hinterpommerschen, welches Kaschubien genannt wurde. Von dort stammten Rolfs Großeltern Grete und Ludwig, die später in Danzig wohnten und von dort im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts mutig von der Weichsel an die Weser, nach Niedersachsen, aufgebrochen waren. Dieses Paar mit immensem Pioniergeist ließ sich von einem hiesigen Glashüttenbesitzer mit, für damalige Verhältnisse sehr verheißungsvollen, sozialen Garantien aus der Heimat weglocken. Die hatten es in sich gehabt und die musste man dem Glasbläser auf alle Fälle schriftlich geben – darauf legte der Ludwig einst viel Wert. Nur sie hatten ihn und seine Frau letztlich veranlasst, ihr schönes Land aufzugeben und eines Tages tatsächlich mit Sack und Pack sowie Ludwigs schwerer Glasbläserpfeife an der Weser aufzukreuzen.

Das bisher Geschilderte befand sich damals, zu dem Zeitpunkt des Fahrradausflugs, natürlich noch völlig außerhalb der Wahrnehmung und Erlebniswelt von Rolf. Auch sollte erst auf der Rückfahrt das für ihn so großartige und einschneidende Erlebnis stattfinden, von dem noch ausführlich die Rede sein wird.

Schließlich kam Carl leicht außer Atem vor dem Haus seines Schwagers an. Er hatte während der letzten hundert Meter geschoben, weil es zuletzt einen steilen Brink zu bewältigen galt. Endlich schaffte er es und schob sein schweres Rad Marke »Meister«, mit Rolf an Bord, vor das Haus der Verwandten. Sie wurden auch gleich bemerkt und mit allerlei freudigen Ausrufen begrüßt. Weil ausgesprochen warmes Wetter herrschte, fand das obligatorische Kaffeetrinken im Garten statt. Ein Leinentischtuch flatterte auf dem Gartentisch, ihm folgten dann bald Kaffee, Topfkuchen sowie eine Flasche Doppelkorn. Rolf bekam einen Becher Kakao sowie ein extra dickes Stück Kuchen von der Tante und setzte sich damit nicht an den Tisch, sondern einfach ins Gras. Vor dort beobachtete er, ohne einen Mucks von sich zu geben, was um ihn herum vorging. Leider weilten seine zwei gleichaltrigen Cousinen auf einem Kindergeburtstag. So konnte er mit niemandem spielen und musste notgedrungen mit anhören, was sich die Erwachsenen zu erzählen hatten. Worum es aber bei deren, teilweise sehr angeregt klingenden, Austausch von Neuigkeiten ging, verstand er leider nicht.

Als hätte Onkel Willi geahnt, dass er sich bald langweilte, forderte der ihn auf, einmal mit ihm zu kommen. »Die Kaninchen haben Junge. Willst du sie sehen?« Das ließ sich Rolf, weil nichts Verlockenderes anstand, natürlich nicht zweimal sagen. Er sprang sofort auf, verschüttete dabei etwas Kakao, was aber niemand bemerkte und trippelte hinter dem kleingewachsenen Onkel her. Der hatte schon Halt gemacht vor einem nagelneu aussehenden, pultförmigen Verschlag aus rohem Holz. Rolf stand neben dem stolz blickenden Onkel und starrte mit ihm angestrengt durch die zwei Drahttüren ins dunkle Innere des Stalles. Dort tummelten sich in sechzehn Holzfächern auf Stroh größtenteils schwarzweiß gefleckte, aber auch schneeweiße, pechschwarze und graue Stallhasen. Plötzlich rief der Onkel etwas und zeigte mit der Hand auf einen dicken Wulst aus Heu, aus dem winzige, nackte Tierkörper herausschauten.

»Da, siehst du sie?«

»Nein, ich …«

»Warte, ich hebe dich hoch.«

»Jetzt sehe ich sie. Sind die klein!«

»Sie kommen blind auf die Welt. Wusstest du das?«

»Nee.«

Als Rolf dann genug von den ihm noch viel zu nackten Nachwuchshasen gesehen hatte, ließ ihn der Onkel wieder runter. Aber damit ließ er es bei dieser Tierschau noch nicht bewenden, sondern öffnete die zwei feinmaschigen Drahttüren, damit sein Patenkind wirklich alle Prachtstücke noch besser bewundern konnte.

»Du kannst sie auch anfassen, Junge!«

Rolf unternahm dann zaghaft den Versuch, eins der scheuen Tiere zu streicheln. Langsam näherte er sich dabei mit seiner Hand dem Rücken eines ausgewachsenen Tieres, um ihm einmal ganz sachte darüber zu streicheln. Das Kaninchen aber tat einen kleinen Sprung zur Seite und schien nichts davon zu halten. Rolf zuckte im gleichen Augenblick leicht irritiert mit der Hand zurück, wodurch sich das Tier nun ebenfalls erschreckte und sich noch tiefer in seinen Stall hinein verkrümelte. Onkel Willi sagte dazu nur: »Nicht so vorsichtig Junge! Pass mal auf, ich zeige es dir. So geht das.«

Daraufhin griff er blitzschnell wie ein Grobian in ein Fach hinein und hielt kurz darauf ein großes, graues Tier fest an den Ohren. Daran hob er es einfach aus dem Stall heraus und schwenkte den nun einen Moment wild strampelnden Tierkörper hoch in der Luft. Der Onkel schien sich dabei in erster Linie über dessen Stattlichkeit

und Gewicht zu freuen, denn seine Augen leuchteten stark vor Besitzerstolz.

Kaninchen bedeuteten für Rolf im Grunde nichts Außergewöhnliches. Auch bei ihm zu Hause hoppelten mehr als genug herum. Sogar ihre abgezogenen Felle hatte er schon gesehen. Die Alten legten oder banden sie sich auf jene Körperstellen, wo sie das Rheuma am stärksten plagte. Auch schlangen sie sich die Felle bei Bedarf um den Hals, um Linderung bei starkem Husten zu bekommen. Auf ihrem Gartenland ragten während der Aussaat welche hoch. Sein Vater hatte sie als Vogelscheuchen auf Stöcke und Erbsenbraken gesteckt und ihnen ein wunderliches, makaberes Aussehen verliehen. Rolf konnte mit diesen stummen, eingesperrten Tieren in Wahrheit äußerst wenig anfangen. Der starke Uringeruch, der jedem ihrer Ställe entströmte, hatte ihm schon mehr als einmal einen leichten Brechreiz verursacht. Viel interessanter waren für ihn das Schwein Hans sowie die große rotbraune und ständig hochnervöse Hühnerschar. Immer wenn sein Vater eins von ihnen oder auch eins von den Kaninchen für den Sonntagsbraten schlachtete und vorher auf immer derselben Kellertreppenstufe ziemlich laut ein ganz bestimmtes Messer wetzte, begann Rolfs Herz kräftiger zu pochen und er stellte sich schon einmal darauf ein, in den nächsten Minuten ein Stück weit vom Hof wegzulaufen. Dort machte er einen großen Bogen um einen Hauklotz, auf dem sich noch die schwärzlichen Blutspuren vieler hier abgemurkster Fell- oder Federträger erkennen ließen, die selbst von stärksten Regengüssen nicht mehr abgespült werden konnten.Einmal hatte er tatsächlich beobachtet, wie ein weißes Huhn ohne Kopf über ihren gesamten Hof flatterte. Sein Vater scheuchte ihn damals zwar sofort ins Haus, aber Rolf hatte das Unglaubliche dennoch bis in alle Einzelheiten mitbekommen. Der abgeschlagene Kopf des Tieres neben dem Hauklotz ließ sich einfach nicht übersehen. Blitzschnell hatte sich ihr friedlicher, sommerlicher Hof unter den vielen Bäumen in eine total hektische Szenerie verwandelt. Alle sonstigen Hühner, Enten, Küken und wohl auch Spatzen, waren in Deckung gegangen, während Rolf atemlos beobachtete, wie sein Vater aufgeregt einem flügelschlagenden Tierkörper hinterherhetzte und ihn nur äußerst mühsam wieder in seine Gewalt brachte. Ein bisschen wirkte das Ganze, als sei der Wind mit einem weißen Kopfkissenbezug von der Wäscheleine auf- und davon gegangen. Dieses passierte sogar tatsächlich von Zeit zu Zeit und versetzte dann Rolfs Mutter in ziemliche Panik.

Erst nach einigen Jahren machte sich Rolf klar, dass sein übervorsichtiger Vater den entscheidenden Betäubungsschlag mit dem Sensenschärfer bei dem weißen Huhn viel zu schwach oder an der falschen Stelle ausgeführt haben musste und es deshalb zu dem makaberen Davonflattern kommen konnte. Immer mehr dämmerte ihm, dass sein Vater sich mit dieser Sache sehr schwer tat und sie nur gerade mal mit Ach und Krach über die Bühne brachte. Auch Kaninchen wurden mit dieser scharfkantigen Latte betäubt, bevor dann Schlimmeres mit ihnen geschah. Deshalb machte Rolf um dieses Betäubungswerkzeug, welches im Stall immer auf der staubigen Fensterbank lag, stets einen Bogen und berührte es nie. Präsentierten sich jedoch beispielsweise die Einzelteile eines Kaninchens sonntags goldbraun und knusprig gebraten auf dem Mittagstisch, besaßen sie für ihn überhaupt nichts Abstoßendes oder gar Totes mehr und schmeckten ihm nur noch besonders gut.

Nach knapp zwei Stunden wurde Rolf quengelig. Sein Vater kannte dieses bereits bei ihm und dachte auch seinerseits schon an Aufbruch. Mit viel Bohnenkaffee und vier Gläsern Doppelkorn im Magen verspürte er sogar frischen Tatendrang für die Rückfahrt, die ihm wieder einiges abverlangen würde durch ein paar lausige Straßenanstiege. Der bisher klare Spätnachmittagshimmel hatte sich inzwischen im Westen zunehmend eingetrübt, sogar mit der Tendenz zur leichten Verdunkelung. Auch schallte fernes Donnergrollen schon bis an diesen Hang heran. Deshalb erteilte Onkel Willi seinem Schwager den weisen Rat: »Wartet doch noch eine halbe Stunde und lasst es erst mal wieder klar werden. Es kommt doch nicht auf ’ne halbe Stunde an. Mach mal halblang Carl.«

Dieser gut gemeinte Hinweis konnte allerdings bei Rolfs Vater nicht verfangen. Wenn der sich etwas in seinen pommerschen Schädel gesetzt hatte, führte er das meistens konsequent aus, auch wenn vieles dagegen sprach. Er erwiderte deshalb ungerührt: »Ach, das bisschen Donnerschlag zieht schon weiter. Wir wollen trotzdem sofort los.«

Zur Bekräftigung seiner Zuversicht sagte er noch sehr leise, dass es nur sein Schwager verstehen konnte:

»Dieses bisschen Mückengepiller ...! Ach, es wird schon gutgehn.«

Ihn hielten jetzt keine zehn Pferde mehr bei Schwester und Schwager. Schnell kippte er den lauwarmen Doppelkorn herunter, den ihn Willi noch schnell zum Abschied eingeschenkt hatte und

schwang sich dann sofort aufs Rad. Rolf wurde angewiesen, beim Abschied von Tante und Onkel einen tiefen Diener zu machen und auf seinen wahrlich nicht weichen Daunensitz zu klettern. Carl winkte daraufhin den Verwandten kurz zu und von deren lauten Abschiedsrufen begleitet, sausten die Beiden schließlich den Berg herunter. Dabei genossen sie ausgiebig, ohne das hierüber auch nur ein Wort verlautet wurde, den ausgesprochen warmen Fahrtwind auf ihren Gesichtern, der sich wie ein wohliger, dicker Schwall um sie legte.

Als sie unten auf der asphaltierten Hauptstraße ankamen, legte sich Carl beim Strampeln mächtig ins Zeug. Er wollte unter allen Umständen, dass sie noch »bei Trockenem«, wie man sagte, nach Hause kamen. Mittlerweile hatte sich aber schon der gesamte Himmel im Westen, also genau die Richtung, in die sie unterwegs waren, mit Dunkelheit überzogen und verdrängte immer mehr das noch restliche Tageslicht. Auch schien sich diese, mit etwas Donner untermalte, zunehmende Verfinsterung immer mehr auf sie zu zu bewegen. Rolf war längst der keuchende Atem seines Vaters aufgefallen, der stoßweise in seinen Nacken traf, mit leicht ekligem Schnapsgeruch. Gerade hatte sich sein Vater aus dem Sattel gehoben, um im Stehen eine Steigung besser bewältigen zu können, als sich direkt über ihnen ein Geschwader tiefhängender Regenwolken, mit zuerst dicken, platschenden Tropfen, zu entladen begann. Das hatte sich natürlich schon während der letzten Minuten abgezeichnet, ganz entgegen Carls Hoffnung, es doch noch zu schaffen und seiner irrigen Annahme, dass dieses Unheil weiter gen Osten zog, um erst dort nieder zu prasseln.

»Der Vogel schwankt so tief und still
Er weiß nicht recht, wohin er will
Es kommt so schwarz, es kommt so schwer
Und in den Lüften hängt ein Meer.«[1]

Was jetzt auf sie herunterkam, war ein Wolkenbruch von keinen schlechten Eltern, mit einem Gewitter als Zugabe. Dieses hatte sich schon durch immer näher kommende Paukenschläge angekündigt und schlug jetzt direkt über ihnen erst richtig zu. Damit das Auge nicht zu kurz kam, ließ es nach jedem Kracher ansehnlichste Blitzgezucke in die Dunkelheit zischen. Da sich nirgendwo ein Hauseingang zum Unterstellen in der Nähe befand, sprinteten Vater und Sohn so schnell sie konnten unter eine riesige Kastanie am Straßenrand, die dort mit anderen Laubbäu-

men an einem Waldrand hochragte. Das Wasser kam gleich so heftig und dicht herunter, als hätte man über ihnen unzählige Duschen bis zum Anschlag voll aufgedreht. Dazu gab es, ebenfalls vollkommen gratis, diese auch Erwachsenen Respekt einflößenden Kanonenschläge und jede Menge des feurigen Zickzacks, das für Sekundenbruchteile die Welt wieder taghell werden ließ. Das Blätterdach der Kastanie schien dem Allen aber gut standzuhalten und bisher drangen nur wenige Tropfen zu ihnen durch. Carl sprach vorsichtshalber etwas beschwichtigend auf seinen Sohn ein. Dabei stellte er jedoch erstaunt fest, dass diesen aber keine allzu großen Ängste zu plagen schienen. Auch als er, von dem Geschehen jetzt doch beeindruckt, sagte: »Junge Junge, es ist ja, als will die ganze Welt untergehn«, rief das bei seinem Sohn keine Reaktion hervor, konnte der diese Worte in ihrer Bedeutung sowieso noch nicht erfassen.

Trotzdem schmiegte er sich jetzt an seinen Vater, der ihm etwas schuldbewusst seinen Arm schützend um den schmächtigen Oberkörper legte. Etwas hin- und hertrippelnd, suchten beide noch die genau richtige Position unter der Kastanie, die ihnen den allerbesten Schutz bot. Obwohl das stärkste Donnergekrache nun direkt über ihnen angekommen war, schien das Rolf immer noch nicht sonderlich zu beeindrucken. Er hatte sich sogar wieder etwas von seinem Vater gelöst und stand allein. Sein Vater schien nur noch schemenhaft neben ihm zu existieren. Mit ernster, versteinerter Miene lauschte das Kind, nun wohl innerlich tief bewegt und elektrisiert, auf das große Rauschen der um ihn herum niedergehenden Wassermassen. Der Donner hatte inzwischen nachgelassen, aber dafür stürzten die Schauer noch verdichteter herab. Es traf mit einem lauten Aufprallgeräusch auf das Blattwerk der vielen Bäume. Ferner prallte diese Flut auf Äste, Stämme, Asphalt, Telegraphenmasten, pulvertrockenes Erdreich sowie natürlich auf vielerlei Gräser, Büsche und Gewächse aller Art. Nicht zu vergessen, auch auf die Unmengen des alten, trockenen Laubs, welches wie ein Teppich ausgebreitet im Wald hinter ihnen lag. Gerade diese schon stark gebogenen Trockengebilde besaßen, jedes einzelne, eine besonders gut geeignete Resonanzfläche für solch eine natürliche Form von Klangerzeugung. Aber noch ließen die Baumkronen nur die Hälfte des Wassers auf den Waldboden passieren. Diese Durchreichung nach unten würde erst einsetzen, wenn die Aufnahmekapazität der einzelnen Blattschirme erschöpft war und sie die Wasserfracht dann stufenweise immer tiefer hinabgleiten ließen.

Rolf verharrte, wie sein Vater auch, ohne einen Umhang oder etwas ähnlichem in dem Schlamassel, nur bekleidet mit kurzer Hose, Sandalen, Kniestrümpfen sowie einem Baumwollhemd. Er nahm das elementare Geschehen immer noch mäuschenstill hin, obwohl er schon einige Nässe an seinen Schultern und Haaren spürte. Dagegen wurde seinem Vater die ganze Sache langsam aber sicher etwas zu ungemütlich und er dachte auch schon an die bestimmt nicht ausbleibenden Vorwürfe seiner Frau.

Es kam dann für Momente sogar soweit, dass Rolf scheinbar nicht mehr wusste, ob sein Vater überhaupt neben ihm stand. Er schien ihn vergessen zu haben. Etwas ganz anderes, noch viel Dominierenderes war eingetreten und vermochte ihn völlig in den Bann zu ziehen. Er verspürte Geborgenheit in diesem Regen und Rauschen, fast so wie in seinem dicken Federbett. Sein gesamtes Bewusstsein schien sich beim Einsetzen des Gusses instinktiv mit jeder Faser wieder in so etwas wie Wildtiersinne verwandelt zu haben, deren sämtliche Sensoren auf das Urgeschehen ausgerichtet waren. Von der Intensität her vielleicht ein bisschen in der Art von Katzen, die angespannt vor einem Mauseloch hocken, gebannt hineinpeilen und sich durch gar nichts davon ablenken lassen.

Während es ihre Kastanie immer noch schaffte, einigermaßen dicht zu halten, schlängelte sich doch viel Nässe von unten an sie heran. Der Boden vermochte die große Menge an Regen, der mächtig auf Einlass drängte, nicht schnell genug aufzunehmen, was dazu führte, dass er die Hangstraße, an der sie ausharrten, glucksend heruntergestrudelt kam, fast in Gestalt eines leicht entfesselten Miniwildbaches. Die zwei standen auf nur wenige Zentimeter höher gelegenem Erdreich, welches immer stärker durchweichte und sich schon in ansehnlichen Matsch verwandelt hatte. Der gelangte bereits haufenweise in Rolfs Sandalen und die weinroten, guten Sonntagsschuhe seines Vaters befanden sich ebenfalls kurz davor, ziemlich ruiniert zu werden. Aber beide beachteten dieses gar nicht weiter und starrten mit angestrengten Mienen in die Monotonie des Regens.

Der endete, wie er begonnen hatte, von einem Moment zum anderen. Auch das Sonnenlicht kam sogleich wieder hervor und begann nach diesem Vollbad der Natur überall dort zu glitzern, wo es auf Nässe traf, die noch nicht versickert oder verdunstet war.

Das Gewitter schickte sich an, weiterzuziehen, damit auch andere im Tal nicht zu kurz kamen. Seine Kanonenschläge hatten sich

schon in ein ungefährlich klingendes Grummeln verwandelt. Carl entging unterdessen nicht, dass sein stilles Söhnchen einige Male besonders tief ein- und ausatmete und unüberhörbar auch mehrere tiefe Seufzer von sich gab. Konnte sein Rolf gar ein Bangebüchs sein und vermochten die vielen, verdammt nahen Blitze, ihm doch über Gebühr zuzusetzen?

In ähnlicher Weise musste es damals gewesen sein, als Rolf noch nicht im Entferntesten fähig war, über das Empfundene zu sprechen, als er dort wie angewurzelt nur dagestanden und total baff in die Welt geguckt hatte. Erst in sehr viel späteren Jahren vermochte er das Erlebnis mit einfachen Worten zu umreißen: Er habe sich trotz der vielen Blitze, inmitten des vorher nie wahrgenommenen Rauschens sehr wohl gefühlt. Vielleicht wie nie wieder in seinem Leben. Angst habe er natürlich überhaupt keine verspürt dabei. Und noch etwas hatte seine Erinnerung über Jahrzehnte gut konserviert von der Tour. Vorn auf dem Schutzblech ihres schwarzen Fahrrades befand sich ein kleines hellgraues oder sogar mit Silberbronze angestrichenes Figürchen, vielleicht auch Emblem, welches ihnen voran hochragte und mitfuhr.

2.

Nie nach Noten

Äußerst selten juckte es Carl noch mal so richtig in den Fingern und verschaffte ihm den nötigen Antrieb, sich mit der alten Ziehharmonika ins Freie zu setzen. Wenn dieses passierte, musste der Himmel schon eine gewisse Bläue aufweisen, die Luft wirklich warm und seine Stimmung besonders gut sein. Es kam also nur dann vor, wenn Ostern und Weihnachten auf den gleichen Tag fielen. Die wichtigste Voraussetzung, um sich das Instrument zu schnappen und damit auf den Hof zu ziehen, war nur dann erfüllt, wenn ihm seine Knochen nicht zu weh taten. Die Schufterei mit den schweren Ballonen vor den heißen Öfen schlauchte ihn nämlich zunehmend.

Er trug meistens ein kariertes Flanellhemd, dazu eine graue, an manchen Stellen geflickte Hose mit Hosenträgern und immer eine Schlägermütze von undefinierbarer Farbe auf dem früh kahl gewordenen Kopf. Auch seine Frau hatte dort einst nur noch die Andeutung von ein paar Härchen sprießen sehen, als sie ihn kennenlernte. Die Schlägermütze gehörte als ganz fester Bestandteil zu ihm. Nur des Freitags, wenn er sich aufmachte zum Großeinkauf, vertauschte er sie gegen einen steingrauen Filzhut mit schwarzem Band. Carl hatte seit zwei Jahren die Fünfzig überschritten, sah aber erst am weiten Horizont eine große Sechzig stehen, was ihn aber nicht sonderlich beunruhigte. Bei einer Körpergröße von eins-siebzig besaß er, trotz eines moderaten Bauchansatzes, welcher sich aber später nie großartig weiter entfalten sollte, eine gewisse Schlankheit, die sich auch Drahtigkeit nennen ließ. Trotzdem vermittelte sich der Eindruck, dass ihm eine gewisse Steifheit eigen war.

Die großen Zeiten, in denen sie mit ihrer Familienkapelle öffentlich zum Tanz aufgespielt hatten, lagen schon einige Jahre zurück. Die Auflösung ihrer bewährten Vierertruppe durch den Tod des Alten war auch ein starker Einschnitt im Leben seiner Brüder, die, wie er, lange darunter gelitten hatten. Auch sie mochten ihre Instrumente eine ganze Weile nicht mehr anrühren. Weil Carl das Ende seines Vaters stetig vor Augen hatte, sah auch er sich nicht in der Lage, die zutage tretende Wehmut in Töne und Akkorde auf seine Handharmonika zu übertragen und darin ein wenig Trost zu finden. Deshalb musste er das Instrument kurz entschlossen auf

den klobigen, schwarzgebeizten Kleiderschrank im Schlafzimmer bugsieren.

Erst als sich dort nicht wenig Staub auf dem Schonbezug ansammelte, hatte er es nur mal probehalber wieder heruntergeholt und ihm zaghaft einige Töne entlockt. Jedoch machte ihm das Spielen allein fast keinen Spaß. Von ähnlichen Erfahrungen berichteten auch seine Brüder. Immer war der Alte mit seiner großen Danziger Handharmonika der Kopf ihrer Kapelle gewesen und hatte die wichtige Melodiestimme gespielt. Er hatte immer die Reihenfolge ihrer Stücke auswendig gekannt, die sie zum Besten gaben. Nie sah einer der Söhne einen diesbezüglichen Zettel bei ihm, der ihm als Gedächtnisstütze gedient hätte.

Die beste Zeit für ihr Musizieren lag zwischen 1929 und 1939. Nur in diesen Jahren waren sie wirklich komplett, mit dem großartigen Alten in ihrer Mitte, der in den vielen, langen Nächten nie einen Tropfen Alkohol anrührte. Vielleicht konnte er gerade deshalb sie, die Söhne, zu vielen unvergesslichen Auftritten mitreißen. Zweifellos besaß er auch das größte musikalische Talent von ihnen. Er sang mit einer merkwürdig hohen, aber durchdringenden Stimme, die gut zu den tieferen Lagen der Söhne passte. Allein hätte sein Tonfall vielleicht sogar leicht irritierend geklungen, aber im Stimmverbund mit den Söhnen hatte die Kapelle auch vom Gesanglichen her einen ganz eigenen, unverwechselbaren Ton bekommen.

Wenn er also einmal Ernst damit machte, seine knöchernen und nicht sehr beweglich wirkenden Finger über die Tastatur der Knopfharmonika gleiten zu lassen, saß er meistens ganz am Rande des großen Hofes ihrer Wohnhaushälfte. Als Sitzgelegenheit diente ihm ein ausrangierter, einst lindgrün gestrichener Küchenstuhl. Der stand unter einem äußerst schlicht, man könnte auch sagen, etwas ungeschickt zurechtgezimmerten Bretterverschlag, welcher an die Rückseite des Hühnerstalles gebaut worden war. Nur weil dieses Provisorium einer Gartenlaube üppig zugerankt wurde und sich zum Nutzgarten hin öffnete, wurde ihm von seinem ärmlichen Aussehen viel genommen. Was und wie Carl hier spielte, war allerdings alles andere als ärmlich. Das merkte ja schon jedes Kind in der Nachbarschaft und auch jeder noch so unmusikalische Patron, der dabei saß oder gerade auf der Straße vorüber ging.

Carls Knie berührten beim Spielen die Stachelbeer- und Johannisbeerbüsche, so beengt war es hier. Aber auch auf so dichter Tuchfühlung mit selbst gepflanzten und bestgehüteten Kartoffeln,

Stangenbohnen, Möhren, Erbsen und Gurken sowie ihren Wohlgerüchen befand man sich an dieser Stelle. Deshalb verlor das Wort »ärmlich« in solch einer grünen Szenerie seinen ursprünglichen Sinn und war fehl am Platz. Auch, weil immerhin eine rosafarbene Kletterrose üppig erst am Hühnerstall entlang und dann bis zu der Laube hin rankte und jahrelang blühte.

Als Knirps bekam Rolf diese Dinge nur am Rande mit, wie es eben so ist bei einem Kind, welches zum größten Teil noch seiner eigenen Gedankenwelt verhaftet ist, die das Spielen natürlich an die erste Stelle setzt. Er war gerade schulpflichtig geworden und musste, ob er wollte oder nicht, nun immer zu den todernsten Lehrern auf der gegenüberliegenden Flussseite trippeln. Für den Weg dorthin benötigte ein Kind, wenn es zielstrebig ging, etwas mehr als eine Stunde. Auf dem Heimweg wurde natürlich getrödelt und manche Schulfreunde von Rolf kamen dann oft erst zwei Stunden nach Unterrichtsende wieder zu Hause an. Ein Wunder war das gewiss nicht, denn direkt am Weg lagen eine Schiffswerft, ein Hafen, eine Mühle, eine Zimmerei, eine Kiesbaggerei und eben noch alles, was es Hochinteressantes an und vor allem auf der Weser zu bestaunen gab. Und das gab es. Schließlich trieben dort auch Flöße die Weser herunter, mit kleinen Zelten drauf, die man auf die Holzstämme gestellt hatte.

Trotzdem gehörte Rolf, gerade in den ersten Jahren, nicht zu den Trödlern. Ihn zog es nach der ungeliebten Schule immer, so schnell es ging, wieder in seine gewohnte Umgebung. In seinem Innern wehrte sich noch viel gegen das Herausgerissensein aus der sich nun urplötzlich und radikal erweiternden Kinderwelt. Daran vermochte auch einst die große, türkisfarbene und glänzende Schultüte nur einen ganz kurzen Moment lang etwas zu ändern.

Er konnte des Morgens eben nicht mehr lange auf der Treppe vor der eigenen Haustüre sitzen und einfach vor sich hinträumen. Ganz früh hatte sich in ihm, vielleicht unter Einwirkung der wärmenden und ihn in seinem Innersten treffenden Sonnenstrahlen, die Erkenntnis festgesetzt, dass dieses so sorglose Hiersein hoffentlich nie ein Ende nehmen würde. Nie! Saß er erst einmal auf der Steintreppe, kamen die schon vertrauten Gedanken, die immer das Gleiche besagten:

»Das hört nie auf. Das hier kann niemals aufhören. Das bleibt immer so.« Gemeint war natürlich sein total sorgloses Dasein, welches ihm vor allem in der ganz frühen Kindheit bis zum verhassten

Schulbeginn zuteil wurde. Aber auch noch später, wenn er den Unterrichtsalltag einmal zurückdrängen konnte, stellten sich wieder ähnlich unrealistische Daseinseinschätzungen ein wie: »Immer wird es so bleiben. Ewig bleibt das so.«

Trotzdem wurde Rolfs Kindheit auch vor Beginn der schrecklichen Schulzeit nicht nur von Sonnenstrahlen getroffen. Manchmal lag er des Abends in seinem elfenbeinfarbenen Bett und hörte, am ganzen Körper zitternd, dem Streit seiner Eltern Anna und Carl in der Küche zu. Diese vermochten sich wohl nicht vorzustellen, wie viel Herzklopfen und Angst ihr sehr temperamentvoll ausgefochtener Streit bei ihrem Jüngsten auslöste.

Es gab auch Abende, wenn es gleich nach dem Essen, gegen sieben Uhr, für Rolf Zeit wurde abzudampfen und sich in sein Bett zu legen, dass sich sein Vater in auffälliger Weise vor den grünen Küchenschrank stellte. Er erweckte dabei den Anschein, als wolle er vor seiner Familie eine feierliche Rede halten. Aber er hatte völlig anderes im Sinn und sagte dann immer irgendwie in ernstem Ton zu seiner Anna sowie Rolf und dessen älteren Bruder Heinz gewandt: »Ich möchte euch jetzt mal ein Rätsel aufgeben. Es lautet: Wer weiß von euch, wo es am schönsten ist?«

Die Antwort war nicht schwer zu erraten. Er meinte sein wunderbar dickes Federbett, in das er kurz nach dem allzu leichten Rätsel mit einem Lächeln im Gesicht verschwinden würde. Diese Sache wäre nicht weiter erwähnenswert, nur stellte er die gleiche Frage an vielen Abenden. Alle in der Familie wussten schon was gleich wieder kam, trotzdem amüsierte es sie, immer erneut an diesem liebenswerten und harmlosen Ritual teilzunehmen. Carl wartete bald eine Antwort gar nicht mehr ab, sondern verschwand stattdessen sofort auf leisen Sohlen und zog kaum vernehmlich die Schlafzimmertür hinter sich zu.

Warum er allerdings so früh schlafen ging, noch vor seinem Jüngsten, schien nicht allein mit der Frühschicht zusammenzuhängen, zu der er morgens schon um halb fünf aus dem Haus gehen musste. Vielmehr mochte es damit zu tun haben, dass ihm ein besonders lang ausgedehnter und friedlicher Schlaf enorm wichtig, vielleicht sogar lebenswichtig war.

Es konnte bei ihm aber auch eine Art Rückzug vom arg bedrängenden Tagesgeschehen sein, hin zu seinen endlosen Grübeleien. Wie sich später herausstelle, benötigte er, je mehr Jahre vergingen, um sein seelisches Gleichgewicht zu behalten, unbedingt diese lange Auszeit in den sicheren Gefilden der Decken und Daunen. Er las